



EIN ABSCHIED  
IN WORTEN

MEINE  
AMY

TYLER JAMES



ullstein

## **Der Autor**

TYLER JAMES hat Amy Winehouse mit 13 Jahren in der Musikschule kennengelernt, die beiden lebten jahrelang zusammen und waren bis zu ihrem Tod enge Vertraute. Seine eigene musikalische Karriere hatte ihren Höhepunkt, als er 2012 den zweiten Platz bei der Castingshow The Voice erreichte. Inzwischen hat er sich der Musik abgewendet und ein Baugewerbe gegründet.

## **Das Buch**

Seit sie junge Teenager waren, teilten Amy und Tyler alles, was sie ausmachte: die Leidenschaft für Musik, den Kampf gegen düstere Gedanken und bald auch die Wohnung. Zehn Jahre nach dem Tod seiner Seelenverwandten ist Tyler nun endlich bereit, ihre gemeinsame Geschichte zu erzählen. Berührend schreibt er über Freundschaft, Ruhm und Selbstzerstörung und setzt mit diesem leuchtenden Porträt einer kompromisslosen, einzigartigen und unkonventionellen Künstlerin seiner Amy ein Denkmal.

Tyler James

# **Meine Amy**

Ein Abschied in Worten

Aus dem Englischen  
von Patricia Holland Moritz

Ullstein

Besuchen Sie uns im Internet:

[www.ullstein.de](http://www.ullstein.de)

1. Auflage Juli 2021

© für die deutsche Ausgabe Ullstein Buchverlage GmbH, Berlin 2021

© first published 2021 by Macmillan an imprint of Pan Macmillan, a division of Macmillan Publishers International Limited

Titel der englischen Originalausgabe: *My Amy: The Life We Shared*

Umschlaggestaltung: zero-media.net, München, unter Verwendung einer Vorlage von James Annal/Pan Macmillan Art Department

Coverabbildung: © Matt Dunham/AP

E-Book-Konvertierung powered by pepyrus.com

Alle Rechte vorbehalten.

ISBN 978-3-8437-2604-7

Emojis werden bereitgestellt von [openmoji.org](http://openmoji.org) unter der Lizenz [CC BY-SA 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by-sa/4.0/).

Auf einigen Lesegeräten erzeugt das Öffnen dieses E-Books in der aktuellen Formatversion EPUB3 einen Warnhinweis, der auf ein nicht unterstütztes Dateiformat hinweist und vor Darstellungs- und Systemfehlern warnt. Das Öffnen dieses E-Books stellt demgegenüber auf sämtlichen Lesegeräten keine Gefahr dar und ist unbedenklich. Bitte ignorieren Sie etwaige Warnhinweise und wenden sich bei Fragen vertrauensvoll an unseren Verlag! Wir wünschen viel Lesevergnügen.

#### *Hinweis zu Urheberrechten*

Sämtliche Inhalte dieses E-Books sind urheberrechtlich geschützt. Der Käufer erwirbt lediglich eine Lizenz für den persönlichen Gebrauch auf eigenen Endgeräten. Urheberrechtsverstöße schaden den Autoren und ihren Werken, deshalb ist die Weiterverbreitung, Vervielfältigung oder öffentliche Wiedergabe ausdrücklich untersagt und kann zivil- und/oder

strafrechtliche Folgen haben.

In diesem E-Book befinden sich Verlinkungen zu Webseiten Dritter. Bitte haben Sie Verständnis dafür, dass sich die Ullstein Buchverlage GmbH die Inhalte Dritter nicht zu eigen macht, für die Inhalte nicht verantwortlich ist und keine Haftung übernimmt.

# Inhalt

**Der Autor / Das Buch**

**Titelseite**

**Impressum**

**Kapitel 1**

**Kapitel 2**

**Kapitel 3**

**Kapitel 4**

**Kapitel 5**

**Kapitel 6**

**Kapitel 7**

**Kapitel 8**

**Kapitel 9**

**Kapitel 10**

**Kapitel 11**

**Kapitel 12**

**Kapitel 13**

**Kapitel 14**

**Kapitel 15**

**Kapitel 16**

**Kapitel 17**

**Kapitel 18**

**Kapitel 19**

**Kapitel 20**

**Kapitel 21**

**Kapitel 22**

**Kapitel 23**

**Kapitel 24**

**Kapitel 25**

**Kapitel 26**

**Kapitel 27**

**Kapitel 28**

**Kapitel 29**

**Kapitel 30**

**Kapitel 31**

**Kapitel 32**

**Kapitel 33**

**Kapitel 34**

**Kapitel 35**

**Kapitel 36**

**Kapitel 37**

**Kapitel 38**

**Kapitel 39**

**Danksagungen**

**Bildteil**

**Bildnachweis**

**Social Media**

**Vorablesen.de**



Dieses Buch ist für die beiden wichtigsten Frauen  
in meinem Leben, Amy und meine Mum

# Kapitel 1

Freitag, 22. Juli 2011, 13 Uhr. Das Telefon klingelt. Ihr Name erscheint auf dem Display.

»AMY.«

Ihre Stimme sagt, was sie immer sagt: »Alles in Ordnung bei dir, *Darling?*«

Nichts war in Ordnung. Weil bei ihr nichts in Ordnung war. Gar nichts. In der Nacht zuvor hatte ich unsere Wohnung am Camden Square verlassen, die letzte der zahllosen Wohnungen, in denen wir zusammengelebt hatten, seit sie achtzehn und ich neunzehn war. Sechs Jahre waren wir da schon befreundet, und von Anfang an unzertrennlich, seelenverwandt. Abhauen war meine neueste Strategie. Alles andere hatte ich bereits versucht. Nach traumatischen Jahren, in denen ich versucht hatte, Amy zu retten, gingen mir einfach die Ideen aus. Also verließ ich nun bei jedem ihrer Rückfälle das Haus, weil ich ihr Trinken nicht mehr unterstützen konnte.

»Wenn du trinkst, bin ich weg.«

Manchmal blieb ich trotzdem, ohne dass sie es merkte. Dann schlief ich unten im Fitnessraum auf dem Laufband, zog mir eine Decke über den Kopf, um den Lärm auszublenden: wie sie meinen Namen brüllte, die laut

dröhnende Musik und dazu in Dauerschleife der Zombie-Film *Planet Terror*, die ganze Nacht lang und mit allem, was die Boxen hergaben.

Meist fuhr ich aber für ein paar Tage zu meiner Mutter nach Essex. Und immer rief Amy an.

»T, bitte komm nach Hause.«

Und jedes Mal dann ein neuer Deal.

»Okay, aber wir machen den Entzug von vorn. Morgen hörst du auf zu trinken.«

Und es funktionierte. *Es hatte funktioniert.* Es ging ihr besser. Sie schaffte drei Wochen ohne, war dann vier Tage rückfällig, um erneut drei Wochen keinen Tropfen anzurühren. An jedem nüchternen Tag ging sie in den Fitnessraum, trainierte auf dem Laufband und arbeitete an sich. Es lief immer gleich ab, aber sie blieb dran. *Sie blieb dran.* Sie schrieb sogar wieder Songs. Und sie hatte seit drei Jahren keine harten Drogen mehr angerührt, auch wenn die Klatschpresse anderes behauptete.

Also hatte ich auch diesmal wieder spätabends den Camden Square verlassen, mich kraftlos vor einen Pub gesetzt und mir von dort ein Taxi zu meiner Mutter gerufen. Dieses eine Mal hatte ich allerdings das Gefühl, dass ich nicht wie sonst einfach gehen sollte. Irgendetwas an diesem Moment war anders, ich hatte dieses Gefühl, konnte es aber nicht einordnen.

Ich blieb Amy gegenüber immer ruhig, wollte nie, dass sie sich wegen ihrer Sauferei schlecht oder schuldig fühlte, schließlich wusste ich, dass das bei Alkoholikern sowieso nichts brachte: Hatte mich bei *meinen* Rückfällen jemand angeschrien, wollte ich immer nur noch mehr trinken.

Aber diesmal dachte ich, *scheiß drauf.* Ich muss es anders angehen: Hardcore.

Ich öffnete die Tür mit meinem Schlüssel, ging ganz nach oben in ihr Schlafzimmer, wo sie all die Dinge tat, die sie bei einem Rückfall immer tat: laut Musik hören, *sehr* laut, über die Lautsprecher an ihrem Laptop. Meistens Mos Def, aber an jenem Abend schallte »Ghost Town« von den Specials durchs Haus.

Ich stand in der offenen Tür: Sie machte irgendwas, trank dabei Wein, verschwand hin und wieder in ihrem Badezimmer, sang, und fühlte sich ganz offensichtlich wieder normal und gut, denn so wirkt Alkohol, wenn du gerade auf Entzug warst.

Das war zu viel für mich. Ich flippte total aus.

»Das ist doch nicht normal! Das ist nicht gut! Und auch nicht lustig! Alles hier ist komplett SCHEISSE!«

Ich wusste, dass sie das ankotzen würde. Ich war Amy nie wirklich böse gewesen, hatte sie immer unterstützt, ihr immer geholfen, sie immer *geliebt*. Aber jetzt hatte ich genug. Ich lief zu ihrem Laptop, knallte es zu und machte alles aus.

»Was zum Henker *machst* du da?«, brüllte sie. »Ich hab grad Musik gehört!«

Ich setzte mich auf die Bettkante und schrie aus vollem Hals: »Du *darfst* nicht trinken! Das darf nicht mehr vorkommen! Wir können das nicht ständig von vorne durchmachen! Rückfall, Rückfall, Rückfall, wir waren so oft in der Klinik, und immer sagen die Ärzte, du *darfst* nicht mehr trinken, weil du sonst *stirbst*. Sie haben *Gutachten* geschrieben, in denen das steht. So geht es nicht weiter! Ist dir überhaupt klar, was du *mir* damit antust?«

Ich war damals der letzte Freund, der ihr noch geblieben war. Der einzige Mensch, der ständig bei ihr war, ohne dafür bezahlt zu werden. Alle anderen hatten sich verpisst. Hatten es bei aller Liebe nicht mehr mit

ihr ausgehalten. Außer mir gab es niemanden mehr, der jeden Tag für sie da war. Aber jetzt musste auch ich die Gangart wechseln.

»Denk mal für eine Minute nicht an *dich*. Hast du eigentlich eine Vorstellung davon, was es für *mich* und meinen *Kopf* und mein *Leben* bedeuten würde, wenn du nicht mehr da wärst? Wenn du sterben würdest? Du liebst mich doch, ich bin dein bester Freund! Aber du machst mich kaputt! Du könntest mich genauso gut *erschießen!*«

Ich war aufgestanden, ging in der Kammer neben ihrem Schlafzimmer auf und ab und fing an, mir die Nackenhaare auszureißen.

»Keine Ahnung, was ich *noch* mit dir machen soll! Mir gehen die Ideen aus, und du checkst es einfach nicht!«

Sie wollte mir erklären, alles sei in Ordnung.

»Aber T, ich bin unten im Studio und mache wieder Musik.«

Sie versuchte immer, die Person zu sein, die sie sein zu müssen glaubte: eine Figur namens »Amy Winehouse«. Inzwischen hatte ich ein Mantra: »Lieber Amy sein und leben, als beim Versuch, »Amy Winehouse« zu sein, sterben. *Scheiß* auf »Amy Winehouse«, das ist nur eine Figur, *scheiß* auf diese Rolle!«

Und dann sagte sie, was sie immer sagte: »T, ich gehe *nirgendwohin*.«

Alles, was mir blieb, war meine neue Strategie.

»Wenn du nicht *sofort* aufhörst zu trinken, dann gehe dafür *ich*.«

»Okay«, schnauzte sie, »dann *verpiss dich!*«

»Okay, *fick dich!*«

Es war reine Routine. Ich packte meine Tasche und ging. Ich *musste* gehen. Ich durfte sie nicht in dem Glauben lassen, irgendetwas von dem, was hier vor sich ging, wäre in Ordnung. Ich durfte nicht mehr tatenlos zusehen, so wie das einige der anderen machten.

Am nächsten Tag der Anruf: »Alles in Ordnung bei dir, *Darling?*«

Ich wusste, das würde ein langes Gespräch werden. Also lief ich vom Haus meiner Mutter die Straße runter bis zu einem kleinen, von Büschen umschlossenen Feld. Hier war ich allein. Ich konnte heraushören, dass sie bisher nur ein paar Drinks gehabt hatte.

Es war Mittagszeit.

Wir hatten ein eigenartiges Gespräch. Sie redete mit mir über *mich*. Ich glaube, sie versuchte, sich bei mir zu entschuldigen. Sie wusste sehr wohl, wie viel ich ihr gab: mein *Leben*. Sie war dankbar, und ein Teil von ihr fühlte sich schuldig. Und wieder sagte sie: »Ich gehe nirgendwohin, T. Alles wird gut.« Diesmal fügte sie allerdings hinzu: »Aber ich wünsche mir etwas für *dich*.«

Sie wünschte sich, dass ich wieder mit der Musik anfang, aber das wollte ich gar nicht. Nach allem, was ich gesehen hatte, war Berühmtheit das Letzte, was ich im Leben erreichen wollte. Amy selbst sagte ständig, dass jeder, der berühmt sein will, verrückt sein muss: »Ruhm ist wie Krebs im Endstadium. Das wünsche ich keinem.«

Amy wollte nie berühmt sein, sondern einfach nur Jazzsängerin. Und mehr als alles andere wünschte sie sich eine Familie. Sie wollte Ehefrau und Mutter sein. Alles, was Amy jemals wollte, war Normalität.

Und das wollte sie auch für mich. Sie wünschte mir jemanden, der mich liebte. Sie sagte: »T, ich will, dass du dich verliebst.« Das war bei mir noch nie der Fall gewesen, weil ich immer nur auf sie aufgepasst hatte. Ich war 28 und hatte noch keine richtige Beziehung gehabt: Wann hätte ich denn jemanden kennenlernen sollen? Ich hatte ja kaum Freunde, weil Amy für mich immer an erster Stelle stand.

»T«, sagte sie, »komm nach Hause.«

»Gut. Aber nicht *jetzt*. Ich komme morgen.«

Wäre ich am selben Abend zurück nach Hause gefahren, hätte sie einfach weitergesoffen. Später am Abend rief sie mich noch einmal an. Sie war bereits ziemlich dicht. Es war gegen elf, und sie redete nur noch Müll. Auf der Couch meiner Mutter schlief ich ein.

Morgens um halb drei Uhr rief sie erneut an. Ich war so fertig, dass ich nicht ranging. Ich sah keinen Sinn darin, denn an das Telefonat würde sie sich später eh nicht erinnern. Ich ließ das Telefon klingeln und schlief wieder ein.

Am nächsten Tag kam ich zurück zum Camden Square. Bevor ich reinging, saß ich eine gefühlte Ewigkeit auf dem kleinen Vorplatz und stimmte mich innerlich auf die kommenden Tage ein. Dann rief ich meine Freundin Chantelle an, und wir sprachen nur über Amy. Ich war fix und fertig, und sie versuchte, mir zu helfen. »Du musst endlich anfangen, an dich selbst zu denken«, sagte sie. »Ich liebe Amy auch wie verrückt, aber so kannst du nicht weitermachen.« Aber genau das tat ich, ich konnte einfach nicht anders. Und ich hätte auch noch so weitergemacht, bis Amy da irgendwie rausgekommen wäre

Ich stand auf, die Schlüssel in der Hand, und ging die Stufen zur Haustür hinauf. Das hier war nur einer ihrer zahllosen Rückfälle, und ich wusste genau, was als Nächstes passieren würde: Sie würde aufwachen, nüchtern bleiben wollen, also würde ich sie für den Entzug in die Klinik fahren, und alles würde von vorn losgehen. Amy würde sich einige Wochen lang erholen, Sport treiben, gesund leben, lustig sein und wieder die umwerfende Amy sein. Und vielleicht würde sie diesmal sogar für immer nüchtern bleiben. Zu schaffen, was ich geschafft hatte, war ihr Plan. Das hatte sie tausendmal gesagt: »Wenn Tyler das hinkriegt, schaffe ich es

auch.« Unsere Leben verliefen parallel, und das, seit wir Kinder waren. Wir haben alles zusammen gemacht, sie und ich. Es gab *immer* nur sie und mich. Deshalb wusste ich, dass sie es eines Tages schaffen würde.

Ich *wusste* es.

Ich drehte den Schlüssel im Schloss um und ging rein. Es war Samstag, der 23. Juli 2011.



## Kapitel 2

Canning Town war ein typisches East-Londoner Arbeiterviertel, als ich dort 1982 geboren wurde – ein Jahr vor Amy. Jeder hier war hart drauf, und als Junge musstest du bereit sein zu kämpfen. Ich war aber kein Kämpfer, sondern las Bücher. Meine Mutter, meine große Schwester und ich wohnten in einer Sozialbausiedlung. Ich lag meist oben in meinem Zimmer auf dem Bett und las Shakespeare, hörte Musik oder schrieb Gedichte, während meine Familie unten vor der Glotze saß und die Soap *East-Enders* anschaute. Ich war ein sensibler Junge, wollte nicht raus und Fußball spielen wie die anderen Kinder. Ich ging gern zur Schule, lernte gern, und in meinem Umfeld galt so einer wie ich als Sonderling. Meine Eltern waren nicht groß gebildet, hatten nicht studiert. Ich war ein East-End-Boy, mit Trainingsanzügen, die vom Lkw gefallen waren.

Die meisten Jungs, mit denen ich zur Schule ging, landeten später wegen Dealerei, Autodiebstahl oder anderen Sachen im Knast. Viele meiner Verwandten waren Gangster, ihnen gehörten East-End-Pubs, und einige saßen im Gefängnis.

Hier aufzuwachsen hatte aber auch seine spaßigen Seiten: Man traf sich ständig zum Grillen und Trinken auf dem Ministück Beton, das wir tatsächlich als unseren »Garten« bezeichneten; wir Kinder machten

Klingelstreiche, und jedes Jahr zu Silvester waren alle draußen auf der Straße und fackelten Böller ohne Ende ab.

Amy verklärte meine Herkunft immer ziemlich. Albert Reading, mein Großvater mütterlicherseits und ein Zwilling, war ein echter Gangster. Er war Auftragskiller für die berühmten Kray-Zwillinge Ronnie und Reggie. In unserer ersten gemeinsamen Wohnung, am Jeffrey's Place in Camden, stand in Amys Regal ein Buch über meinen Großvater. Ich kann den Mann nicht ausstehen und habe ihn nur zweimal in meinem Leben gesehen.

Amy wollte immer eine Gangsterbraut sein. Das war eine ihrer Fantasien. Sie liebte die *Pate*-Trilogie und Scorsese-Filme, am meisten *Goodfellas*. Besonders hatten es ihr die Frauen angetan, die immer eine ganze Schar von Kindern hatten, obwohl sie dauernd von ihren Männern geschlagen wurden. Sie träumte auch davon, die Mutter solcher Gangster zu sein: Sie stellte sich vor, Zwillinge wie die Krays in die Welt zu setzen, mit denen sie so richtig schimpfen müsste.

Genetisch besteht bei mir die Chance, dass ich mal Zwillinge habe, denn die Veranlagung überspringt oft eine Generation. Deshalb nannte mich Amy »Zwillings-Sperma« und sagte, sie würde gern die Mutter meiner Kinder sein. Wir amüsierten uns über die Vorstellung, wie ich sie mit zwei frechen Bastarden schwängerte, die wir nach Marlon Brando benennen würden: Marlon und Brandon.

Sie liebte meine abgefuckte East-Londoner Familie so sehr, dass sie sich vorstellte, genau in diese Familie hineinzuheiraten. Weil ich aber wie ein Bruder für sie war, hatte sie sich auf meinen Cousin Dan eingeschossen. Schließlich sagte jeder, wir beide würden aussehen wie die beiden Seiten meines Großvaters Albert, wobei Dan die üblere verkörperte, den Gangster in ihm. Ständig sagte sie zu mir: »Eines Tages werde ich

deinen Cousin Dan heiraten.« Dabei hatte sie ihn kein einziges Mal getroffen.

Dass ich Amy so nahestand, lag unter anderem daran, dass sie mich sehr an meine Mutter Tina erinnerte: mütterlich, stark, traditionsbewusst – und beide der Typ Frau, der es liebt, für den Mann zu sorgen. Meine Mutter hatte ganz jung in einer toxischen Beziehung gelebt, weshalb sie und Amy sich sehr nahestanden: Mit sechzehn hatte meine Mutter zu früh und den Falschen geheiratet, also konnte sie Amys Geschichte mit Blake nachvollziehen. Sie hatte sich scheiden lassen und einen guten Mann getroffen, meinen biologischen Vater, mit dem sie zuerst meine ältere Schwester bekam, bevor sie – vier Jahre später – dann mich zur Welt brachte. Doch meine Mutter und mein Vater kamen aus komplett unterschiedlichen Welten. Er war ein sensibler Dichter, ein kreativer Kopf, musikalisch und auch als Schauspieler begabt, sodass meine Mutter eines Tages aufwachte und sich fragte: »Was soll der Scheiß hier?« Sie ließen sich scheiden, als ich zwei Jahre alt war.

Ich erinnere mich nur an zwei Situationen, in denen ich meine Mutter und meinen Vater mal im selben Raum gesehen habe. Die erste war zu Weihnachten, als ich neun Jahre alt war und mein Vater mit Geschenken vorbeikam. Etwa ein Jahrzehnt später wurde ich brutal zusammengeschlagen – ein Einschnitt in meinem Leben, der mich dazu brachte, dauerhaft mit Amy zusammenzuziehen. Damals landete ich im Krankenhaus, und als ich meine Mutter und meinen Vater an meinem Krankenbett erblickte, hielt ich das für eine Halluzination. Sie hatten aber nichts gegeneinander, deshalb hat mir ihre Scheidung wohl auch nicht viel ausgemacht. Ich konnte regelmäßig mit meinem Vater zusammen sein, hatte also die Vaterfigur, die ich im Leben brauchte. Als ich neun war, bekam ich dann auch noch einen Stiefvater, Danny. Er war in East-London

bekannt wie ein bunter Hund, hatte mehrere Jobs, ein bisschen Anstreichen hier, ein bisschen Renovieren da, hauptsächlich aber handelte er mit Altmetall und Schrott und fuhr den typischen Transporter eines Handwerkers. Bald darauf kam meine kleine Schwester zur Welt.

Meine Familiensituation machte mich vielleicht zu einem Außenseiter, vielleicht bekam ich aber genau dadurch auch den Eindruck, anders zu sein als die anderen. Daher rührte wahrscheinlich auch die Überzeugung, dass ich einen ganz anderen Lebensweg einschlagen und Musiker werden könnte. Ich war ihr einziger Sohn, und meine Mutter gab mir immer das Gefühl, etwas ganz Besonderes zu sein. Noch heute bin ich ihr Prinz. Über Jahre wuchs ich mit ihr als Alleinerzieherin auf, war umgeben von wunderbaren Frauen, meinen Tanten, und sogar ihre beste Freundin lebte für eine Weile bei uns. Dieses Umfeld hat mir eine Menge Respekt für Frauen und Mütter beigebracht.

Ich erinnere mich an keinen Moment in meiner Kindheit, in dem ich nicht gesungen hätte. Das ist insofern seltsam, als dass ich inzwischen gar nicht mehr singe, nie. Meine Mutter hat noch heute eine Aufnahme von mir, wie ich Kylie Minogues Songs »I Should Be So Lucky« und »Wouldn't Change a Thing« singe, und Stevie Wonders »Isn't She Lovely«. CDs waren gerade erst aufgekommen und ein Riesending. Bei uns zu Hause lief immer Musik, vor allem Motown-Songs – und ständig tanzten Frauen mit Wodka-Cola in der Hand durch unser Wohnzimmer. Meine Mutter stand auf Fleetwood Mac, UB40, Kate Bush und jede Menge Soul. Sie, meine Oma und die Tanten liebten Otis Redding, Stevie Wonder und die Supremes. Meine Tante Sharon war geradezu besessen von den Supremes: Auf unseren Partys tat sie, als sei sie Diana Ross persönlich. Und genau das liebte ich.

Wir hatten nicht viel Geld, aber mir mangelte es an nichts. Dass meine ganze Familie aus Musikfreaks bestand, färbte natürlich auch auf mich ab. Schon mit sechs Jahren hatte ich meinen ersten Plattenspieler. Ich hörte Michael Jackson auf Vinyl, hatte jede Menge Singles. Und dann, mit zehn, bekam ich einen Gettoblaster, den ich liebte und für den ich zahllose CDs kaufte: Lauryn Hill, Brandy, Monica. Und wie jedes andere Kind meines Alters, das unbedingt Sänger werden wollte, war ich besessen von Mariah Carey. Und natürlich von Whitney Houston. Ich verbrachte meine ganze Kindheit in meinem Zimmer, weil ich mit meiner Musik, meinen Büchern und meinen Gedanken allein sein wollte. Als Teenager stand ich ganz auf Black Music: R&B und Soul aus Amerika, Eric Benét und Donell Jones.

Ganz im Ernst: Ich war ein hübsches Kind, mit blondem Haar und grünen Augen. Ich war ein Klon meiner Mutter, einer sehr attraktiven Frau. Als sie jung war, hatte sie atemberaubend schöne Augen und auffällig hohe Wangenknochen. Mit dem guten Aussehen meiner Mutter gesegnet, hatte ich bereits als Kind verschiedene Modeljobs und spielte mit sechs Jahren sogar in einem Weihnachtsspecial der *EastEnders* mit. Die Folge spielte im Zweiten Weltkrieg, und die blonde Schauspielerin aus *Birds of a Feather* spielte darin meine Mutter.

In der Schule wurde auf mir rumgehackt, aber das lag ganz einfach an der Gegend, in der ich lebte. Die Jungs, mit denen ich zur Schule ging, konnten gerade mal lesen und schreiben. Ich hingegen kam nach meinem leiblichen Vater und war ein kreativer Einzelgänger.

Amy war genauso wie ich. Sie war nicht sonderlich eng mit ihrer Familie. Nicht etwa, weil grundsätzlich etwas nicht stimmte, sondern einfach nur, weil sie ein Nerd war. Das waren wir beide.

Mit acht Jahren begann ich Schauspielunterricht im East-Londoner Stadtteil Plaistow zu nehmen, weil ich singen und alles über Musik lernen wollte. Deshalb wechselte ich dann zu Sylvia Young's Theatre School. Mein leiblicher Vater hatte mich zu alldem ermutigt. Wir verbrachten jedes zweite Wochenende miteinander, fuhren zu McDonald's und redeten. Er fühlte sich schuldig wegen der Trennung von meiner Mutter. Fühlte sich schuldig, weil er in mir seine empfindsame, musische Ader wiedererkannte und bedauerte, dass ich in dieser harten Gegend aufwachsen musste. Er selbst hatte schon in Musicals mitgespielt und war zum Filmen nach Hongkong gereist. Alles nichts Großes, aber immer sehr künstlerisch orientiert.

Wir hatten eine enge Verbindung zueinander, und er fehlte mir oft. War ich samstags bei ihm, dann spielten wir zusammen Klavier. Er wusste viel über Kunst und förderte diese Seite auch in mir. Er hielt das für wichtig. Seine größte Furcht war, ich könnte mit sechzehn wie die anderen enden: erst kriminell und dann im Knast.

Obwohl wir uns immer so nahegestanden hatten, entfernten wir uns mehr und mehr voneinander, als ich so um die sechzehn war. Recht typisch für das Alter. Zudem war mein Vater manisch-depressiv, er hatte das, was wir heute eine bipolare Störung nennen.

Ich befürchtete, das gleiche Schicksal vor mir zu haben, denn schon als Teenager war ich oft depressiv. Und genauso fürchtete ich, Alkoholiker zu werden. Mein Vater trank zwar nie, doch mein Großvater väterlicherseits war bereits vor meiner Geburt am Alkoholismus gestorben. Und mein Urgroßvater ebenso.

Als ich Jahre später selbst unter Alkoholsucht litt, ließ mein Vater mich wissen: »Das steckt in deinen Genen und wird dich dein Leben lang begleiten.« Glücklicherweise habe ich auch ein paar Gene meiner Mutter

geerbt, die Gene der East-Londoner Kämpferin. Also sagte ich mir: »Moment mal! Ich soll verflucht sein? Scheiß drauf!« Ich weiß, dass es genetische Veranlagungen gibt, glaube aber nicht, dass es daraus *keinen* Ausweg gibt.

Weil meiner Familie ein paar Pubs gehörten, gab es andauernd Partys. Meine Oma machte Hühnercurry für die ganze Belegschaft, und ich bin zwischen allen rumgerannt. Im Hintergrund lief Motown. Ich hatte keine Ahnung von Jazz oder so, kannte nur das übliche Zeug wie Frank Sinatras »Fly Me to the Moon«. Es war Amy, über die ich zum Jazz kam – sie war eine echte Jazzkennerin.

Ich habe keine Ahnung, was passieren muss, damit man Musik so sehr liebt, wie wir es taten. Wahrscheinlich wird man so geboren. Schon seit ich vier Jahre alt war, wollte ich Sänger werden. Mir war immer klar, dass ich Künstler sein wollte und nicht ein typischer East-Londoner mit einem normalen Leben und einem Job von neun bis fünf. Ich schaute *Top of the Pops* und dachte mir: »Dorthin will ich auch, ich will genauso sein wie die.« Ich war willensstark und entschlossen; ich wusste genau, was ich wollte, und war bereit, hart dafür zu arbeiten. Jeder hört Musik, aber nicht jeder ist davon *besessen*. Wenn du es zu einem Plattenvertrag bringst, ist deine Verbindung zur Musik dein Ein und Alles, sie macht vollständig aus, *wer du bist*.

Und bei Sylvia Young landest du nicht einfach per Zufall mit dreizehn Jahren.

## Kapitel 3

Durch meine Schauspielschule in Plaistow wusste ich von Sylvia Young's Theatre School. Wenn dein Ziel die Bühne ist, und das war schon als kleines Kind mein Traum, dann hörst du von dieser Schule und weißt, das ist die beste. Wenn du wirklich Künstler werden willst, dann führt kein Weg daran vorbei. Mit zehn begann ich, samstags für den Unterricht an Sylvias Schule nach Marylebone, mitten in London, zu fahren. Es war wunderbar, ich konnte den ganzen Tag singen und Theater spielen. Sylvia lief zwischen uns herum, immer auf der Suche nach Talenten. Eines Samstags kam sie in den Raum, als ich gerade ein Solo sang, hörte eine Weile zu und fragte mich dann, ob ich nicht Vollzeit-Unterricht an ihrer Schule nehmen wollte. Sie mochte meine Stimme und fand, ich sollte es probieren. Ich konnte leider nicht gleich loslegen, immerhin kostete ein Semester zehntausend Pfund. Meine Mutter hatte schon Probleme, mir zwei Pfund Taschengeld zu geben, damit ich mir in der Pause was kaufen konnte.

Die Zeitung *The Stage* schrieb ein jährliches Stipendium aus, auf das sich um die zwanzigtausend Kinder und Jugendliche bewarben. Ich wurde zum Vorsprechen eingeladen. Ein Redakteur von *The Stage* war anwesend, genauso wie Sylvia und die Leiter der Theater- und Gesangsabteilung ihrer Schule – furchterregend. Ich gab im nordenglischen Dialekt ein Stück aus



dem Film *Kes* zum Besten, sang ein wenig vom Notenblatt ab, zitierte ein Gedicht und tanzte vor, was so grässlich war, dass Sylvia mich mittendrin unterbrach. Ich hatte keine Ahnung von Bühnentanz und interessierte mich *überhaupt* nicht fürs Tanzen. Zuletzt war noch mal Singen dran, und so beruhigte mich Sylvia nach meiner Tanzblamage erst einmal, setzte sich in ihren Sessel, die Ellenbogen auf die Knie gestützt, und sagte: »Oh, darauf freu ich mich!« Mit meiner niedlichen hohen Stimme, die alle in meiner Familie als »Engelsstimme« bezeichneten, sang ich »Eternal Flame« von den Bangles. Das war zum Zeitpunkt des Vorsingens gerade ein Song, den ich mochte. Es waren die Mittneunziger, und ich hielt nichts von Britpop; das waren in meinen Augen keine Sänger – ich fand Liam Gallaghers Stimme furchtbar. Damals diesen Bangles-Song zu singen, brachte mir das Stipendium ein.

Für meine Eltern war es ein echtes Problem, das Geld für die schicke Schuluniform zusammenzukriegen, und meiner Mutter fiel es schwer, mir jeden Tag einen Fünfer für die Fahrt nach London mitzugeben. Mein Vater machte sich Sorgen, weil er mich ausgerechnet zu diesem völlig unsicheren Karriereweg motiviert hatte, anstatt die Seite an mir zu befeuern, die einen Rechtsanwalt aus mir gemacht hätte. Er versuchte, mich auszutricksen und herauszufinden, wie entschlossen ich wirklich war: »Wenn du das durchziehst, rede ich nie wieder mit dir.«

»Gebongt!«

Ich war ein sehr guter Schüler. Wie an jeder Schauspielschule hatten auch an dieser viele der Leute kreatives Talent und waren großartig darin, sich auf der Bühne zu präsentieren, dafür aber Nullen in Mathe und Englisch. Schon aus diesem Grund war ich einer der Besten. Ich hatte hervorragende

Noten, schloss selbst die schwierigsten naturwissenschaftlichen Prüfungen mit voller Punktzahl ab und zählte darin zu den besten hundert Schülern landesweit. Also wählte man mich zum Schulsprecher.

Montags, dienstags und mittwochs standen die üblichen Unterrichtsfächer auf dem Plan. Donnerstags und freitags dann die berufsbezogenen – Gesang, Tanz, Schauspiel –, und in diesen Kursen war man dann mit Kindern und Jugendlichen aller Altersgruppen zusammen, je nach Talent.

Wir hatten einen coolen Gesangslehrer namens Ray Lamb, der immer sagte: »Mach dein eigenes Ding!« Eines Tages wollte er, dass wir für seine Oma »Happy Birthday« aufnehmen. Er wählte dazu zwei Kinder aus: Das eine war ich, das andere dieses winzige Mädchen, das ich noch nie zuvor gesehen hatte. Sie war zwölf, fast dreizehn, sah aber aus wie neun, knapp eins fünfzig groß mit langem dunklem Haar, ein kleines jüdisches Mädchen aus North-London. Wir waren nur deshalb in derselben Gesangsstunde, weil wir uns Verrecken nicht tanzen konnten, die Beine mit breitem Grinsen und flirrenden Händen aufwerfen, das war einfach nicht unser Ding. Sie stand zuerst auf. Wie wir alle trug sie die Schuluniform aus grauer Hose und einem weiten Pulli mit V-Ausschnitt in Lollipop-Rot, wie es genannt wurde. Dann begann sie zu singen.

Ich traute weder meinen Ohren noch meinen Augen. Dieses dünne Mädchen sang wie eine vierzigjährige Jazzröhre, die drei Flaschen Whisky am Tag trinkt und dazu fünfzig Marlboros raucht. Vielleicht hat sie damals schon geraucht. Auf jeden Fall war ihre Stimme etwas ganz Besonderes, klang nach Nina Simone oder Dinah Washington. Weil ich mich mit Jazz nicht sonderlich auskannte, klang es für mich wie Marilyn Monroe, die

»Happy Birthday Mister President« für John F. Kennedy sang. Als sie fertig war, setzte sie sich. Dann stand ich auf und sang meine Stevie-Wonder-Version.

Als die Stunde vorbei war, gingen wir gemeinsam raus. Es platzte aus mir heraus: »Wer, verdammt noch mal, bist du? Deine Stimme ist total krank!«

Sie zögerte keinen Moment. »Und deine Stimme ist irre.«

Das waren die ersten Worte, die wir austauschten. Bevor ich sie reden hörte, hörte ich sie singen. Es war Liebe auf den ersten Ton. Und dann Liebe auf den ersten Blick. Das kennt ihr vielleicht. Man sieht jemanden, und schon ist es passiert: Es macht klick, als wärt ihr euch schon früher begegnet, als wäre es Bestimmung, dass ihr euch trefft: Da bist du ja! Wo bist du so lange gewesen? Genau so ging es mir an dem Tag, an dem ich Amys Bekanntschaft machte. Dem Tag, an dem ich meiner Seelenverwandten begegnete. Dem Mädchen, das als »Amy Winehouse« bekannt wurde.

Unsere Freundschaft begann in genau diesem Moment, war nicht nur von unserer gemeinsamen Liebe zur Musik getrieben, sondern auch von einer tieferen Gemeinsamkeit: Wir waren zwei abgefückte Teenager und erkannten uns im jeweils anderen wieder. Wir waren depressiv, ängstlich, verunsichert. Amys größte Wunde war damals, dass sie ihren Vater Mitch so sehr vermisste. Ihre Eltern hatten sich getrennt, als sie neun war. Mitch hatte Amys Mutter, Janis, mit Jane, einer Kollegin von der Arbeit, betrogen. Die ganze Familie hatte von dem Verhältnis gewusst. Amy und ihr Bruder Alex nannten sie »Daddys Arbeitsfrau« (sie wurde später seine zweite Ehefrau). Aber es war nicht nur das. Die meisten Menschen, die

Schauspielschulen besuchen, lieben es, sich zu präsentieren, permanent das Gesicht in die Kamera zu halten, doch Amy war anders, war nie so unbekümmert, sondern kompliziert, eigenbrötlerisch und zurückgezogen wie ich. In der Mittagspause in der Mensa – die alle nur den »Green Room« nannten, als würde man dort auf seinen großen Auftritt warten – probten Kinder in der einen Ecke ihre Tanzschritte und in einer anderen ihre Tonleitern, aber Amy und ich saßen meistens nur rum und waren depressiv. Und dann sagte sie so was zu mir wie: »Du bist genauso depressiv wie ich, oder?«

Ich war ein ziemlich unglücklicher Teenager mit schwerer Akne im Gesicht und heulte mich jeden Abend in den Schlaf. In den Mittagspausen saß ich auf einem Stuhl und legte den Kopf auf meine Arme auf dem Tisch, um mich vor all den anderen Kindern mit ihrer übertriebenen Begeisterung und ihren ständig gebleckten Zahnreihen zu verstecken. Amy und ich hatten das gleiche tiefe Verständnis füreinander. Wir saßen in der Ecke, und sie spielte mit meinen Haaren. Im ersten Jahr hing mir die blonde Mähne wie eine Gardine runter bis zur Nase. Ich trug sie wie Nick Carter von den Backstreet Boys, nur war meine Frisur überhaupt nicht stylish. Die Strähnen waren so lang, dass ich sie hinter meine Ohren steckte. Amy zog die eine oder andere hervor und wickelte sie um ihren Finger zu Ringellöckchen.

Sie spielte auch mit meinen Beinen, war besessen von muskulösen Beinen. Bei uns in der Schule wurde Tanz trainiert, also hatten die Jungs muskulöse Beine, und ich war 1,80 m groß, der größte Junge in meiner Klasse. Sie flirtete im Spaß mit mir: »Du hast schöne muskulöse Beine!« Aber meine waren nicht die einzigen Jungenbeine, mit denen sie spielte. Es gab einen schwarzen Jungen in meiner Klasse, er hieß Junior und hatte sehr muskulöse Beine, mit denen sie definitiv auch spielte!

Sie war begabt und unfassbar intelligent. Sie liebte Worte: Amy schaute die Gameshow *Countdown* und löste auch die schwierigsten Worträtsel. Oft saß sie völlig selbstvergessen da und löste in unheimlichem Tempo Sudokus oder ganze Bücher mit Kreuzworträtseln. Sie beschäftigte ihr Hirn, suchte permanent Stimulation, um nicht auf dumme Gedanken zu kommen und darüber nachzudenken, welcher Junge ihr gefiel, welches Tattoo sie sich stechen lassen könnte und ob sie ihr Haar pink färben sollte. Während ich alles an Schulwissen aufsaugte, war Amy völlig desinteressiert. Sie war eine Rebellin, und das nervte den Schuldirektor, Mr Muir. Er war Schotte und hielt sich für so unwerfend wie Sean Connery. Als Amy eines Tages mit gepiercter Nase ankam, fragte ich, ob sie dafür in Camden gewesen war.

»Nee, das hab ich selbst gemacht und ein paar Eiswürfel rangehalten.«

Ich war groß und sie so klein, dass ich sie mir manchmal über die Schulter warf und zum Spaß herumtrug. Amy stand zuerst ein bisschen auf mich, aber sie stand auf ziemlich viele Jungs. Sie war verliebt in die Liebe. Sie hatte immer dieses Buch bei sich, in dem sie sich Notizen über die Jungs in unserem Alter machte und sie auf einer Skala von eins bis zehn benotete. Neben meinem Namen stand: »Er ist perfekt, er mag Musik ...« Damals hatte ich eine Freundin in der Schule, die Claire hieß, also endete Amys Bewertung mit: » ... aber er ist mit Claire zusammen!«, und mein Wert rauschte runter auf null. Noch Jahre später lag das Heft in jeder unserer Wohnungen herum, immer wieder blätterten wir darin und bepissten uns vor Lachen.

Es ist nicht so, dass wir keine romantischen Gedanken gehabt hätten. Wenn ich versuche zu definieren, was wir waren, ist Freundschaft nicht das richtige Wort. Ich kann es nur als Seelenverwandtschaft beschreiben: Sie liebte mich, und ich liebte sie. Wir waren wie Bruder und Schwester,

und gleichzeitig war ich wie ihr Vater und sie wie meine Mutter. Irgendetwas in meinem Bauch sagte mir, dass ich mich um sie kümmern musste, als hätte ich eine Verantwortung. Wir gaben uns gegenseitig einen Sinn. Wir waren keine normalen Teenager, wussten beide bereits, dass Beziehungen kommen und gehen würden, ich aber für immer ihr Junge und sie für immer mein Mädchen sein würde. So war es Amys ganzes Leben lang.

Ich hatte mich im Vergleich zu anderen immer als Sonderling gefühlt. Das erste Mal, dass es mir nicht so ging, war der Tag, an dem ich Amy begegnete. Ich dachte: Eigentlich bin ich gar nicht so seltsam, oder? Ich bin nicht wie meine Cousins, bin nicht wie die anderen Jungs aus meiner Gegend, und trotzdem ist nichts falsch an mir, denn du, Amy, bist ja genau wie ich. Also ist es in Ordnung, verkorkst zu sein. Wir sind beide völlig okay, und wir haben einander.

Amy war auch wirklich lustig. Sie konnte jeden nachmachen; unsere Lehrerin Sylvia in einer Art jüdischen Komödie oder genauso genial unsere Sprachlehrerin Jacqui Stoker, wie sie durchdrehte. Jacqui war eine tolle Lehrerin, aber wenn man das »t« am Ende eines Wortes verschluckte, dann flippte sie aus.

Die meisten Kinder standen auf Showmelodien und unsere Gesangslehrer genauso. Wir hatten drei davon. Einer war Ray Lamb, der mich und Amy ausgewählt hatte, um »Happy Birthday« zu singen. Ray war der Einzige, der uns zu Improvisation und Freestyle im Gesang ermutigte. Den anderen Lehrern ging es immer nur um Technik und darum, »Why, God, Why?« aus *Miss Saigon* und »Castle on a Cloud« aus *Les Misérables* und all diesen Blödsinn zu singen.

Ray bat Amy und mich immer, Freestyle zu singen. In der Schule führten wir eine Varietéshow auf, und sogar ehemalige Schüler wie Emma